

Nachdruck verboten.

## Es lebe die Kunst!

46]

Roman von C. Wiebig.

Da waren die Alten, die schon alt gewesen, als Elisabeth noch ein Kind war; und da waren die Jungen, mit denen sie jung gewesen, die Buben und Mädchen, jetzt Väter und Mütter, ihre Jüngsten auf dem Arm; die größeren hingen sich hinten an den Wagen. Da waren viel lachende Gesichter, viel ausgestreckte Hände. „n Abend, Fräulein Elisabeth, 'n Abend!“

Ebel bekam auch freundliche Grüße; in einer seltsamen Bewegung fuhr er durchs Dorf. Hier war seine Elisabeth aufgewachsen. Er sah sie im Geist über das holprige Pflaster hüpfen und über die Pfützen im ausgefahrenen Fahrweg — wo der Schmutz am dicksten war, mußte sie durch, die wilde Hummel — ihre Wangen waren rot wie Aepfel, die blonden Zöpfe flogen um die kräftige Kindergestalt. Da hatte sie mit den Dorfmadchen im Ringelreihen gespielt, da sich mit den Jungen geprügelt.

Ebel faßte ihre Hand und drückte sie zärtlich. „Alles wie früher, nicht wahr?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich suche meine Jugend,“ sagte sie leise, „und —“ sie stockte.

Der Kutscher hatte die Pferde angehalten, eine Frau war an den Wagen getreten. Im schwarzvollen Trauerkleide, mit der breiten schwarzen Schürze stand sie als dunkler Fleck in der freundlichen Dorfstraße. Alles Licht schien ihre Gestalt zu fliehen. „Kennen Sie mich noch, Fräulein Elisabeth?“

Elisabeth sah sie verlegen an. Wer war das doch? Sie konnte sich in diesen vergrüntem Zügen nicht zurechtfinden.

„Ich bin die Marie — Bauer Obst seine Marie!“

„Marie —? Du —?“

„Ja, das glaub' ich wohl, daß Sie mir nicht erkannt haben!“ Das Weib beherrschte sich mühsam, aber sie konnte es doch nicht hindern, ein paar Thränen tropften ihr über die Wangen. „Ich habe mir gar zu sehr verändert. Vor 'nem Jahr is mein Mann gestorben. Sie wissen doch, wie lang ich den Lindners Martin lieb gehabt, wir sollten doch absolut nicht zusammenkommen!“ Sie weinte laut. „Nun hab' ich ihr endlich gekriegt, vor zwei Jahr auf Michaeli haben wir Hochzeit gemacht, so'n guter Mann — nun hat er sich im Frühjahr das Blut erkält, im Juli is er gestorben — mein Gott, mein Gott! Und mein Kleines hinterdrein! Ich hab' nichts mehr auf der Welt!“ Sie hielt sich die Trauerschürze vors Gesicht.

Mile fing auch an zu weinen; voll tiefen Mitleids blickte Ebel auf die Trauernde und dann auf seine Frau. Er sah, sie rang nach Worten.

Sie nahm die Hand der Jugendgespielin. „Marie! sagte sie stotternd, „liebe Marie!“ Weiter nichts, ihre zitternden Lippen schlossen sich fest aneinander, und sie unterdrückte die Thränen.

„Oh mein Gott, was macht man durch! Ich hab mir hundertmal den Tod gewünscht!“ Die Frau wischte sich mit der Schürze die Thränen ab. „Ich hab vom Förster gehört, daß Sie verheirat' sind, Fräulein Elisabeth, das ist wohl der Herr Gemahl?“ Sie warf einen neugierigen Blick auf Ebel.

Er reichte ihr die Hand.

„Frent mich, frent mich sehr!“ Die Frau knickte. „Schönen Sie mir doch die Ehr' — da wohn ich!“ Sie wies auf ein stattliches Bauernhaus mit Scheune und Obstgarten dahinter, mit steinerner Freitreppe und einer grüngestrichenen Bank vor der Thür. „Da sitz ich abends immer, wenn ich müde bin, und denk an meinen Martin. Das is 'ne Placerei, wenn einer mit fremden Leuten schaffen muß, das is nichts Eigenes, und wenn sie auch gut sind. Ach, wenn ich meinen Martin noch hätte, da ständ' ich anders da!“

Sie sah den Knaben auf Miles Schoß und heftete ihre thränengefüllten Augen verlangend auf ihn. „Das liebe Kind!“ Ehe sich's jemand versah, hatte sie den kleinen Wilhelm aus dem Wagen gehoben und preßte ihn an sich. „Dich möchte ich haben, Du müßttest bei mir bleiben, wie im

Himmel wär' ich! Oh Du Engelchen! Du Engelchen!“ Sie küßte das Kind ab, daß es ausschrie. „Fräulein Elisabeth, sind Sie glücklich!“ Ungern, fast widerwillig gab sie das Kind zurück, man sah es ihr an, sie konnte es kaum aus den Augen lassen. „nen guten Mann“ — sie nickte Ebel zu — „und so 'nen Jungen! Meiner wär' nu —“ sie brach ab. Schluchzen erstidete ihre Stimme.

Elisabeth war blaß geworden, so blaß, daß Ebel erschraf und den Arm hinter sie schob. Sie streifte ihn mit einem raschen, dankbaren Blick, und dann neigte sie sich über den Wagen Schlag dicht zu der Jugendgespielin; ihr blonder Kopf schrien fast deren schwarzes Kleid zu berühren, ihre Wange streifte die Schulter der Trauernden. Sie flüsterte ihr ins Ohr: „Könnte ich Dir helfen, ach, wie gerne thät ich's, liebe Marie! Weine nicht! Ich schick Dir alle Tage meinen Jungen, ich“ — sie stockte, sie hatte den lebhaftesten Drang, zu helfen — „weiter kann ich ja nichts für Dich thun!“

„Danke, danke!“ Das vergrünte Gesicht der Frau hellte sich auf. „Sie waren immer so gut! Ach, wenn das Kind kommt — Birnen hab' ich schon, schöne reife, und Honig auch, und ein frisches Eichen wird ihm auch nicht schaden. Ach, was freu' ich mir!“ Sie reichte noch einmal die Hand in den Wagen. „Wenn das mein Martin wüß', der hat Sie ja auch gut gekent, Fräulein Elisabeth. Und der Herr Gemahl, so 'n lieber Herr!“ Sie schüttelte Ebel kräftig die Hand. „Und die alte Mile —“

„Na“, sagte der Kutscher und drehte sich halb auf dem Sitz um. „Lindnern, die Pferde steh'n nich mehr. Güh! Brrrrr! Brrrrr!“

Die Frau trat zurück. „Viel Glück in der Heimat!“

„Das ist die reichste Bäuerin hier 'rum,“ sagte der Kutscher und wies mit dem Peitschenstiel über die Schulter. „Schwer reich! Aber was hat se dervon? Nu hat se nich Mann und nich Kind, und wenn sie 'n Saß Geld in den Arm nimmt, das is doch nichts Lebendiges! He, Ja, alte Kaffe-rolle!“ — er hieb auf das Handpferd — „willste wohl! Ja, ja, alles in der Welt macht nich glücklich, nur de Liebe!“ Kutscher Heize war ein Philosoph; er räusperte sich, zog die Augenbrauen hoch, nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte erst nach rechts und dann nach links. „Wonaach strebt der Mensch? Ja, sehn Se, Herr, er will gerne glücklich sein. Nu? Er is nich glücklich, wenn er keine Liebe hat. Das stehst ja auch schon in der Bibel geschrieben. Was mei'm Sohn seine älteste is, die Cilla, die hat's erscht gestern gelernt.“ Er wußte nicht recht, was und half sich mit einem: „Nu, nu, dann wär' alles nix. Die Cilla sagt es sehr schone uf — „de Liebe is das größte“, sagt se.“

„Arme Frau!“ Elisabeth hielt den Kopf gesenkt und blickte unverwandt in ihren Schoß; nun wiederholte sie noch einmal leise: „Arme Frau!“ Und dann schauderte sie.

„Ja, ja,“ meinte Mile, „da habt Ihr wohl recht, Heize!“ Sie philosophierte auch gern, in Berlin fand sie mir nicht das Publikum dafür. „Ach Gott, was is der Mensch?! Da is man veressen auf was und 's is einem doch nich zu gute. Als der alte Lindner tot war, haben sie sich gleich geheirat', der hat's immer nich zugegeben, dem war die Obst's Marie nich reich genug. Nu hat sie gemeint, sie hat das Glück zu Haus, und was hat sie?“ Sie stieß einen Seufzer aus. „Ja, ja, runterreißen läßt sich's nich vom Himmel! Guck, Wilhelmchen!“ — sie ließ das Kind auf ihrem Schoß stehen — „da hat Deine Mamma gewohnt, da is sie 'rum-gesprungen, und da von der Mauer is sie runtergefallen mant die Scherbeln. Ach, mein Gott!“ — Mile stieß einen hellen Schrei aus — „da liegt noch die alte, zerbrochene Eiserkette, die hat immer da gelegen, da hat sich Deine Mamma ein Loch in den Kopf geschlagen!“

Da war das Gutshaus mitten im großen Garten; sie fuhren an der Mauer entlang, die es gegen die Landstraße zu umgab. Zwischen riesigen Baumwipfeln hindurch leuchtete das rote Ziegeldach, so behaglich und doch so wetterfest schaute es durch das Grün. Gähne krächten, ein Hund bellte.

„Ach!“ Elisabeth war aufgesprungen, sie stand im Wagen und rechte den Hals; jetzt stieg sie auf den Sitz, mit einer Hand stützte sie sich auf ihres Mannes Schulter. Ebel hieß den Kutscher langsamer fahren.

„Ich sehe was, ich sehe was! Ach! Da ist der Kiebsweg in der Mitte, die Zentifolienhecke blüht wieder, wie hoch sie geworden ist! Und da sind die Lilien, sind's dieselben, die ich gepflanzt habe? Und da die Johannisbeersträucher, und da der Pflaumenbaum — er hängt ganz voll!“ Elisabeth streckte beide Hände aus. „Ach, und da ist die Eismiete, da spielten wir immer Verstecken, und da“ — ihre Stimme bebte — „da ist der alte Rußbaum, darunter — da hab ich geessen, als ich zum erstenmal was schrieb! Ach!“ — Ihre Gestalt schwankte, die Pferde hatten angezogen, sie wäre gefallen, wenn ihr Mann sie nicht gehalten hätte.

Nun war es nur noch eine kurze Strecke, die kleine Erhebung der Straße hinauf — da — der Atem des Waldes schlug ihnen entgegen, voll harzigen Duftes. Da fingen die knorrigen Riesenstämme an, vom letzten Abendstrahl mit rotem Gold begossen — da hoben sich die breiten Wipfel nadel-scharf vom reinen Aether — da kräuselte sich der Rauch der Försterei, und Frau Jung stand in der Thür, ihr altes, freundliches, wohlbekanntes Gesicht lachte über und über.

„Herzlich willkommen, Fräulein Elisabeth!“ sagte sie, wie sie es hundertmal gesagt hatte, wenn das junge Mädchen angelauten kam. „Das ist schön von Ihnen, daß Sie uns nicht vergessen haben! Nehmen Sie fürlieb bei uns! — Mann!“ schrie sie — er war ziemlich taub, und hatte das Rollen des Wagens nicht gehört — „sie sind da! Die Elisabeth ist da!“ — — —

Ebel konnte in der ersten Nacht nicht schlafen; es war heiß in der kleinen Stube, sie hatten das Fenster offen gelassen, nun zog der Harzduft des Waldes herein mit jedem Windhauch. Man hörte den klagenden Schrei eines Bruch-huhns und das Wittern des Wachtelkönigs und traumhaften Unkenruf in der Ferne. Ein wunderbarer Strom floß durch das niedrige Fenster, ein Strom von unverbrauchter Kraft, von Tau, von stiller Sicherheit. Ueber die heißen Augen strich es wie mit kühlen Fingern. Und draußen war ein immervährendes Rauschen, ein heimliches Flüstern — hier sang die Nacht ein Wiegenlied, so süß, so leise, wie keine Mutter es singen kann.

„Schläfst Du?“ flüsterte er.

„Nein,“ gab sie eben so leise zurück.

Die Försterkente hatten ihnen ihr Ehebett eingeräumt; da lagen sie nun auf dem Lager, wo sonst die alten Menschen Seite an Seite schliefen — junge Menschen, und doch weit von einander getrennt! Ebel hatte sich ganz an den Rand gelegt; sie lag am anderen. Er lauschte: würde sie noch etwas sagen? Nein, sie sagte nichts, aber daß sie auch jetzt noch nicht schlief, wußte er, er hörte es an ihrem Atem.

„Schlase, Elisabeth!“ flüsterte er wieder nach einer Weile.

„Schlase, warum schläfst Du denn nicht?“

„Ich denke so viel. Ohne Liebe! Arme Frau! — — — Hörst Du, was der Wald spricht?“

„Soll ich das Fenster schließen?“

„Oh nein!“ Sie setzte sich im Bett auf. „Das thut mir so gut. Schlase Du nur!“ Sie sagte nichts mehr.

Auch er schwieg.

Draußen immer das Rauschen — immer das Rauschen — immer dasselbe Lied; seine Gedanken fingen an, sich zu verwirren, er konnte nicht mehr widerstehen — — — da! — — — er schreckte auf — hatte sie das Bett verlassen? Er reckte den Arm, so daß er sie hätte berühren müssen — leer!

„Elisabeth!“

Keine Antwort. Er richtete sich auf. Da lehnte sie im Fenster, weit hinausgebengt, und hatte ihn nicht gehört.

Er sprang aus dem Bett. „Elisabeth,“ flüsterte er, hinter sie tretend und sanft ihren Arm berührend. „Komm, leg Dich nieder!“

Langsam wandte sie sich nach ihm um, er sah, daß sie geweint hatte.

„Komm, Du erkältest Dich!“

„Ich habe zugehört, ich bin warm geworden dabei, ganz warm. Horch!“ Sie legte den Finger auf den Mund. Draußen ward das Rauschen voller, immer stärker und stärker das Lied; die Kiefernwipfel neigten sich säuselnd, lauter schien die Wachtel zu locken — so viele Stimmen in der Nacht, in dem Wind, in dem Raum zwischen Himmel und Erde.

„Ich hörte sie alle,“ sagte sie träumerisch. „Ich verstehe sie alle. Ich danke Dir!“ flüsterte sie weich. „Du hast mich hierher gebracht!“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Obwohl wir in unserem Militärverhältnis es noch nicht bis zum General gebracht haben, sondern einstweilen in den Anfängen eines Landsturms mit der Waffe steden geblieben sind, glauben wir doch ein wenig besugt zu sein, für die geplante Jahrhundert-Welltausstellung der Fälschungen einige Probestücke zu liefern. Wagen wir uns, gemäß unserem bescheidenen Range, nicht gleich an die Herstellung gefälschter Verträge und gefälschter Wörder, so scheint uns auch das für den Beginn zur Erbringung des Befähigungsnachweises ausreichend zu sein, ein wenig die Weltgeschichte zu korrigieren. Die nachstehenden Dokumente und Protokolle mögen dem Leser zeigen, ob die Generalssterne bereits in unserer Tinte schwimmen.

Graf Bückler hatte die gesamten mit Drehschlegeln bis an die Zähne gewappneten Abonnenten der „Staatsbürger-Zeitung“ in einem kühnen Freischärlerzug nach Paris geführt. Unterwegs hatten sie sieben Vieh-, fünf Vörien-, neun Bazar-, einen Prehjuden, sowie einen Schächter heldenhaft verprügelt; letztere beiden übrigens irrtümlich, denn der eine entpuppte sich nach empfangener Taufe als ein erz-germanischer Redacteur eines antisemitischen Organs, der andere gar als Reserveleutnant und Professor der Marine. In Paris hatten sie dann die Festung Guérin entsetzt und den befreiten kühnen Verteidiger der Unmenschenrechte zum Kaiser Gallo-Germaniens ausgerufen. In diesem Zuge nun erließ Guérin folgenden von seinem Kanzler, dem Conte Bückler gegengezeichneten Erlaß:

Franzosen! Germanen! Judenbeißer!

Am Tage unserer Errettung vor dem stinkenden Gewürm der jüdischen Wanzen, vor dem socialistischen Nasgeier und den in Paragrafen gebrachten Läusen eines unfranzösischen, ungermanischen, talnubidischen Rechts, in der heiligen Stunde der Verbrennung Drehfus und Rotkäulds, dieser schmutzigsten Judenmanillen, in dem Augenblick des erhabenen Sieges des nationalen, wahrhaften, frommen und tapferen, völlig ungegähsten franco-germanischen Urgeistes, fühlen wir uns verpflichtet, zuerst eine schwere Dankeschuld abzutragen.

Franzosen! Germanen! Generäle!

Noch immer hat sich nicht der Grenzenlos-Eble der nationalen Menschheit bekannt, der den Schandstiel der Völker, den biblischen Verteidiger des nationalfeindlichen Rechts, den elenden Anwalt einer verstockten Unschuld, der dem Säurten Laboris sein mit 100 jüdisch-englisch-protestantischen Millionen Pfund Sterling besoldetes Hand-werk gelegt und dadurch die Ausbreitung der revisionistischen Deulen-pest verhindert hat. Unbekannt und unbelohnt von seinem Volk lebt dieser Mann, dem wir alles schulden, im Verborgenen.

Franzosen! Germanen! Judenbeißer!

Als damals der jetzt heilig gesprochene wadere Oberst Henry um der Ehre der Armee willen, ohne mit der Wimper zu zuden, geselbstmordet ward, da sammelten wir für die trauernde Witwe. Um wie viel mehr verdient der große Mörder Laboris unsern Dank? Sammeln wir

eine Nationalspende für den Mörder Laboris.

Trage jeder sein Scherflein bei zu dem erhabenen Werke der Dankbarkeit. Wir zweifeln nicht, daß der brave aus seiner Anonymität hervortreten wird, wenn wir ihm die Nationalspende überreichen werden. Bleibt er aber, bescheiden wie ein echter Held, im selbstgewählten Dunkel, nun so bleibe das Kapital aufgehoben für seine Kinder, seine Frau, seine Geliebten oder für seine hochbetagten ehrlichen Eltern, die wir zwar nicht kennen, von denen wir aber wissen, daß sie im Silbersehnmud ihres Greisenhaares mit zitternden Lippen allständig heiße Segenswünsche für die Macht der Armee, und des gallo-germanischen Vaterlandes zum Himmel senden.

Franzosen! Germanen! Generäle!

Sammelt zur

Nationalspende für den Mörder Laboris!

Gegeben im sechsten Monate

unserer Belagerung,

am ersten Tage unserer Freiheit.

Guérin I, I. G. G.

Conte Bückler de Dredche-Bleale.

Eine preussische Ministerial-Sitzung

vom 18. August 1899.

Die Minister sind mit Ausnahme Hohenlohes versammelt.

Miquel (nervös): Ist immer noch kein Telegramm da?

Thielen: Es scheint nicht!

Dreseld: Je länger es dauert, desto schlimmer fürchte ich, wird die Antwort.

Recke: Wie der Dichter sagt, ich glaube, es war Excellenz

Goethe: der Weise wartet auf Antwort. Warten wir!

Hohenlohe (hereinschleichend): Guten Morgen! Alle voll-zählig beisammen? Schönes Wetter draußen. Nicht mehr so heiß-ßm, was ich sagen wollte. Sie haben uns also auch in zweiter Lesung die Zucht-hausvorlage nicht bewilligt.

Miquel (flüsternd): Kanalvorlage, lieber Onkel!

Hohenlohe: Ja richtig, Kanalvorlage. Der Reichstag

benimmt sich fortgesetzt schändlich. . . .

Miquel (leise): Das Abgeordnetenhaus. . . .

Hohenlohe: Ganz recht. Das Abgeordnetenhaus. Es ist immer das Gleiche. Wir gelten nichts mehr. Ob Kanal, ob Zucht-haus, Reichstag oder Abgeordnetenhaus, man blamiert uns immer.

**Hammerstein:** Das Abgeordnetenhaus ist noch viel böserartiger als der Reichstag. Den Posadowsky haben die Sozialen wenigstens angehört, als ich sprach, lachten die Herren rechts, und sprachen vom Wintergarten, Pferden, und Getreidepreisen. Ich habe mein eigenes Wort nicht verstehen können.

**Miquel:** Sie haben wohl absichtlich nicht zugehört, um nicht hören zu müssen, daß Sie gegen sie sprachen. So wissen sie von nichts und brauchen Ihnen, lieber Kollege, nichts nachzutragen. Sie können Sie nach wie vor für ihren Freund halten.

**Hohenlohe:** Einen Augenblick Ruhe, Kinder. Ich will und muß eine Rede über die innere Lage halten. (In seiner Rocktasche suchend, für sich leise): Wo ist doch mein Konzept? (Sucht weiter.) Aha, da ist's (zieht ein Blatt Papier heraus, entfaltet es und liest mit erhöhter Stimme):

Meine Herren! Wir müssen energisch vorgehen! (Er setzt sich wieder.)

**Miquel:** Ich glaube im Namen aller zu sprechen, wenn ich versichere, daß die Rede unseres hochverehrten Präsidenten uns allen wie aus der Seele geschritten war. Es fragt sich nur, wie wir energisch vorgehen wollen.

**Rede:** Lassen wir mit'n paar Zeitungsartikeln den Auffässigen nach den Weinen zielen. Drohen hilft, und Einsetzen ist die Hauptsache.

**Miquel:** Doch nicht! Sie werden uns auslachen. Wir müssen noch energischer werden.

**Thielen:** Demissionieren wir also!

**Miquel:** Lange nicht energisch genug. Und schließlich, wer hätte den Schaden davon? Wir!

**Bresfeld:** Man muß die Bande auflösen.

**Miquel:** Ein schwächliches Mittel. Die Kerle kommen wieder. Energischer, energischer! Stimmt doch mal nach.

**Rede (lächelnd):** Ich weiß; Allgemeines, gleiches, direktes, geheimes Wahlrecht oktroyieren.

**Miquel:** Das nennen Sie energisch? Das hieße doch neue Niederlagen organisieren.

**Hohenlohe (murmelnd):** Nur recht energisch, immer noch mehr energisch! Hammerstein, weißt Du nichts?

**Hammerstein (seufzend):** Ach nein! Ich bin ja doch nur ne Null! (Er weint.)

(Pause.)

**Miquel:** Aber ist denn immer noch nicht das Telegramm da?

**Hohenlohe:** Telegramm? Ach richtig! Das hätte ich beinahe vergessen (holt aus seiner Hosentasche ein Telegramm). Ich kriegte es heute mittag. Lest es mal.

(Das Telegramm circulierte, jeder schüttelt beim Lesen den Kopf.)

**Thielen:** Ist das denn die Antwort? Deutsch-französischer Michael . . . Gottesfrieden . . . Ich verstehe gar nichts.

**Miquel (erregt):** Halt — ich hab's. Das ist eine symbolische Antwort. Jetzt haben wir das wirklich energische Mittel angewiesen erhalten.

**Bresfeld:** Mir ist die Sache nicht klar.

**Miquel:** Aber nichts einfacher als dies. Wir sind doch die Toten, und Leichen dürfen sich mit ihren Feinden — — versöhnen. Es giebt nur eine Möglichkeit, energisch vorzugehen . . . . Wir müssen nachgeben.

**Rede (begeistert zustimmend):** Ja wohl, der Klügere giebt nach.

**Kreitling:** Total!

**Ridert** (stürzt auf Wiemer zu und umarmt ihn): Jetzt können wir einig sein, auf ewig vereint!

**Rüdcke** (segnet gerührt den Bund): Das ist die schönste Stunde meines Lebens!

**Ridert:** Aber bei der Portefeuille-Vergebung natürlich halb und halb!

**Wiemer:** Aber selbstverständlich. Ich schlage also folgende Liste vor: Ridert: Präsidium und Inneres, Brömel: Krieg, Mörde: Kultur, Träger: Justiz, Lessing: Landwirtschaft, Kreitling: Handel und Pacht: Eisenbahn. (Großer Jubel.)

Die Liste wird einstimmig angenommen.

**Wiemer:** M. H. Wir haben noch eine Vorbedingung zu erfüllen vergessen, ohne die es uns nicht vergönnt sein würde, zum Wohle des gesamten Vaterlandes ohne die einseitige Berücksichtigung irgendwelcher Sonderinteressen Minister zu werden. Wir müssen das "frei" aus unseren Parteinamen streichen. (Sehr richtig! Händeklatschen.)

**Ridert:** Und wir müssen ferner, um die wieder gewonnene Einheit der beiden freisinnigen Fraktionen zu kennzeichnen, einen Ausgleich zwischen Volkspartei und Vereinigung schaffen, wobei wohl das "Volk" geopfert werden kann.

**Wiemer:** Ich schlage vor: Führen wir hinfort den Namen: Die sinnige Vereinigungspartei.

Meine Herren! Die sinnige Vereinigungspartei. Hurra, Hurra, Hurra! — J. o. c.

### Kleines Heuilleton.

— **Aus Wiener Gerichtssälen.** In einem Schwurgerichts-Prozesse sagte ein Verteidiger in seinem Plaidoyer: „Dem Angeklagten ist leider keine energische Hand zur Seite gestanden, die ihn vom Abgrunde weggezogen und ihm zugerufen hätte: „Dis hierher und nicht weiter!“

„Es ist nicht zu verkennen,“ plaidierte ein anderer Advokat, „daß die Stellung eines Angeklagten ihre Schwierigkeiten hat. Stiehlt er bei Tag, so wird ihm die größere Frechheit, die er dadurch bekundet hat, als erschwerend zur Last gelegt. Stiehlt er bei Nacht, dann ist wieder die größere Gefährlichkeit erschwerend. Ja, wann soll dann eigentlich einer stehlen?“

Einem Angeklagten, welcher der Kurpfuscherei beschuldigt wurde, hielt der Vorsitzende strenge vor, daß er es gewagt habe, ohne ärztliches Diplom Kranke zu behandeln. Der Angeklagte bat sodann um Geheimklärung der Verhandlung, da er zu seiner Rechtfertigung etwas vorzubringen habe, was er nur dem Gerichtshofe anvertrauen könne. Nachdem die Verhandlung für geheim erklärt worden, sagte der Angeklagte: „Hier, Herr Präsident, ist mein Diplom; ich bin ja Arzt, aber meine Patienten dürfen es nicht erfahren, sonst haben sie kein Vertrauen mehr zu mir!“

**Vorsitzender:** „Angeklagter, Sie sind zu lebenslänglichem schweren Kerker verurteilt. Wenn Sie die Strafe gleich antreten, zählt Ihnen schon der heutige Tag.“

In einer Verhandlung, in der Dinge zur Erörterung kamen, welche eigentlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit hätten besprochen werden sollen, sagte der Vorsitzende: „Ich werde eine kleine Pause eintreten lassen, damit jene Damen, welche die weiteren Erörterungen nicht mit anhören wollen, sich entfernen können.“ Keine einzige Zuhörerin verließ den Saal. „Am“, fuhr dann der Vorsitzende fort, „nachdem sich die anständigen Damen entfernt haben, brauchen wir uns keine Reserve mehr aufzuerlegen.“

„Wenn Sie nicht binnen drei Tagen“, schrieb ein Advokat an einen sämigen Schuldner, „die Forderung meines Klienten samt Zinsen und Kosten begleichen, werde ich Sie zu Lande und Wasser verfolgen und dem Erdboden gleich machen.“

**Richter:** „Angeklagter, Sie sind freigesprochen.“ — **Angeklagter:** „Ich recurriere.“ — **Richter:** „Sie sind ja freigesprochen, wozu wollen Sie recurririeren?“ — **Angeklagter:** „Das Obergericht soll auch sehen, daß ich unschuldig bin.“

Ein berühmter Verteidiger reiste nach Japan zu einem Prozesse, für den er ein großes Honorar erhalten hatte. Gleich zu Beginn der Verhandlung zog der Staatsanwalt die Anklage zurück, und der Angeklagte wurde freigesprochen. Er forderte nun den Verteidiger auf, ihm wenigstens einen Teil des Honorars zurückzugeben, da er dieses doch nur für seine Rede beanspruchen könne. „Sie haben nicht unrecht“, entgegnete der Verteidiger. „Kommen Sie mit mir in mein Hotel, ich werde Ihnen dort die Rede halten. Das Geld gebe ich aber keinesfalls zurück!“ — („W. Extrabl.“)

### Erziehung und Unterricht.

— Die Fortschritte der Erziehung in Japan beleuchtet ein eben erschienener offizieller Bericht des japanischen Unterrichtsministers. Danach ist seit

### Aus einer Extra-General-Versammlung der freisinnigen Volkspartei.

Auf der Tagesordnung steht die Frage: Dürfen freisinnige Volksparteiler Minister werden?

**Wiemer:** Die Junker sind zerschmettert. Wir sind die Männer der Zukunft. Wir sind die Regierungspartei. Wir sind die Minister von morgen. Fort mit der unsruchtbaren Opposition. Das Heil liegt im Absolutismus unter freisinnig volksparteilicher Verantwortlichkeit. Ist doch der Absolutismus schon im 16. oder 17. Jahrhundert nur aus dem Grunde in das Staatsrecht eingeführt worden, um die Macht des Adels zu brechen und das freie Bürgerthum empor kommen zu lassen. So auch heute! Wir brauchen den Absolutismus, um den Uebermut der Junker zu bändigen. Darüber sind wir einig. Das Problem ist nur, ob es das Programm des Männerstolzes vor Königsthronen erlaubt, gerade Portefeuilles anzunehmen.

(Rufe: Natürlich! Erst recht! Was denn sonst!)

**Wiemer** (mit Pathos schließend): Minister sein oder nicht sein — das ist die Frage. (Stürmischer Beifall.)

**Richter** (schreiend): Kameele!

**Wiemer:** Erlaube mal. Das verstehst Du nicht mehr. Du bist zu alt dazu. (Rufe: Fossil! Blutverjüngung!)

**Richter** (wütend): Wir gehen, wir haben hier nichts mehr zu suchen. Kommt Mörde!

**Rüdcke** (zögernd, verlegen): Ich möchte doch eigentlich bleiben. Denk, wenn ich das Kultusministerium bekäme. Die Humanität!

**Richter** (verzweifelt): Auch Du! Na, denn allein! (Rufe: Raus! Ich gehe schon. (Er wirft krachend die Thür ins Schloß. Rufe: Gott sei Dank! Den sind wir los! Nach einer Weile klopf es schwächer!)

**Wiemer:** Her!

**Ridert** (ängstlich, umherpähend): Sit er weg?

dem Jahre 1893 die Zahl der öffentlichen Staatschulen von 23 573 auf 26 776 im Jahre 1897 gestiegen. Die Zahl der an diesen beschäftigten Lehrer und Instruktionen stieg gleichzeitig von 62 850 auf 82 545, d. h. um 19 695, während die Zahl der Schüler von 3 316 200 auf 4 016 003 hinaufging. Im Jahre 1897 war es so gelungen, 81 pCt. der gesamten männlichen Kinder des Landes und 51 pCt. aller Mädchen in den Staatschulen zu unterrichten. Die damit verbundenen Ausgaben beliefen sich im Jahre 1897 auf 18 669 049 Yen, wovon 12 545 243 Yen durch besondere Schulsteuern aufgebracht wurden, während die Differenz durch das Grundeinkommen der Schulen gedeckt wurde. Diese Summen schließen indes nicht die Ausgaben für die Hochschulen und Universitäten ein. Für den Unterhalt der beiden Universitäten des Landes, von zwei Normal-Hochschulen, sechs Hochschulen, fünf technischen Schulen, einer Blinden- und einer Taubstummenanstalt, einem technischen Lehrerseminar und der Landesbibliothek wurden außerdem 1 522 509 Yen verausgabt. Indes umfassen diese Staatschulen nicht sämtliche Erziehungsanstalten des Landes. Neben diesen existierten im Jahre 1893 noch 2021 Privatschulen, deren Zahl im Jahre 1897 allerdings infolge des raschen Wachstums der Staatschulen auf 1677 zurückgegangen war. Trotz dieses Rückganges aber war die Zahl der Schüler von 139 595 im Jahre 1893 auf 152 714 im Jahre 1897 gestiegen. —

**Archäologisches.**

**gk. Kannten die alten Aegypter das Porzellan?**  
Die bisher strittige Frage scheint durch neue Funde, von denen Verhelot auf Grund von Mitteilungen Le Châtelliers in der Pariser „Académie des sciences“ berichtete, in bejahendem Sinne gelöst zu sein. Man hatte zwar schon einzelne Porzellanvasen in einem Grabe, das drei- bis viertausend Jahre alt ist, gefunden und daraus gefolgert, daß die Aegypter das Porzellan gekannt hätten. Aber bei genauerer Prüfung hatte sich herausgestellt, daß das angeblich ägyptische Porzellan chinesische Inschriften aus dem 12. und 13. Jahrhundert trug; es war also kein Zweifel, daß diese Stücke chinesischen Ursprungs waren, und die Frage blieb offen. Le Châtellier hatte nun aber Gelegenheit, einige Porzellan-Vasen, die aus einer erst kürzlich zu Tage geförderten, mehrere Jahrhunderte vor Christi zu datierenden Totenstadt stammten, genau zu prüfen. Die Echtheit dieser Vasen ist sicher; sie tragen außerdem nicht chinesische Inschriften, sondern Hieroglyphen. Le Châtellier teilte noch mit, daß es Vasen aus Weichporzellan sind. —

**Völkerverkunde.**

— **Ueber den Dämonenglauben der Neger an der Goldküste** giebt der englische Arzt Freeman einige Bemerkungen, denen „Mutter Erde“ das folgende entnimmt: Eine besonders wichtige Rolle im Leben dieser Völker spielt eine Art übernatürlicher Wesen, die Abohsam oder Dämonen. Außerlich sind diese von den Menschen nicht zu unterscheiden. Die Dämonennatur ist den Abohsam erblich, doch ist das Kind eines Dämonen mit einem Nichtdämonen nicht notwendigerweise auch ein Dämon. Der Abohsam lebt natürlich, seinem menschlichen Aeußern entsprechend, unter den Menschen. In der Nacht aber, wenn alles schläft, steht er vom Lager auf und wirft seine Haut ab. Er erscheint dann als eine blasse, schlotterige Kreatur mit weichem, weißem Haar. In dieser Gestalt verläßt der Dämon die Hütte; er ist nun zwar unsichtbar, doch kann man seinen Weg an einem ab und zu von ihm ausgehenden Lichtschein verfolgen. Die Dämonen der Seeküste eilen des Nachts ans Meeresufer und schmausen dort von den zahllosen Krabben; oft aber besuchen sie auch die Menschen, saugen ihnen das Blut aus, und diese müssen an Entkräftung und Auszehrung sterben. Glücklicherweise giebt es aber Mittel dagegen. Hat man herausbekommen, daß ein solcher Dämon nächtlicherweise ein Haus aufsucht, so geht man zum Zauberdoctor des Dorfes. Dieser zündet in dem Hause ein Feuer an und streut, sobald die Aöche weiß zu werden beginnt, eine „Medizin“ unter gewissen Ceremonien auf die noch glühenden Kohlen. Und sobald der Rauch in die Höhe steigt, nimmt der Dämon Reißaus, das Haus ist gereinigt, und der besallene Stranke wird wieder gesund. — Ein solcher Dämon in Menschengestalt geht natürlich auch öfter die Öhe mit einem wirklichen Menschen ein. Früher oder später entdeckt dann der Gatte doch, woran er ist, wenn er einmal die zurückgelassene Haut des Dämon vor dem Lager findet, während dieser seinen nächtlichen Ausflug angetreten hat. Man steht dann auf, macht sich aus rotem Pfeffer einen Teig und schmiert damit den Dämonenbalsg innen ein. Darauf legt man sich ins Bett und wartet der Dinge, die da kommen sollen. Der Dämon kehrt endlich von seinen nächtlichen Orgien zurück und wirft seine menschliche Haut über. Er findet aber sofort, daß es wenig spähhaft ist, in einer gepfefferten Haut zu stecken, und sucht eiligst das Weite. —

**Aus dem Tierleben.**

— **Ueber das Alter der Vögel** hat ein englischer Professor auf Grund einer Anzahl zuverlässiger Angaben eine Liste zusammengestellt, nach welcher ein gelbgehäuteter Kalabu das höchste Alter erreicht hat. Derselbe hatte es auf 81 Jahre gebracht. Außer diesem verzeichnet er noch einen 80-jährigen Kalabu, einen blauen Ara, der 64 Jahre alt geworden ist, sowie eine Anzahl Papageien, zwischen 40 und 50 Jahren. Von anderen Vögeln ist eine Gans erwähnt, die vor zwei Jahrhunderten im Alter von 80 Jahren getötet wurde.

Der Gans folgt ein Schwann, der im Londoner St. James-Park ein Alter von 70 Jahren erreichte. Als vierter in der Reihe der Vogelgreife erscheint ein Rabe im Alter von 69 Jahren. Dem Raben folgt unmittelbar ein noch lebender, 68 Jahre alter Uhu, der mit seinem 53 Jahre alten Weibchen 93 Junge aufgezogen hat. Unter den Tagraubvögeln nimmt ein Königsadler mit 56 Jahren die erste Stelle ein. Ihm zur Seite steht ein Gausler, der im Zoologischen Garten in Amsterdam lebt und jetzt 55 Jahre alt ist. Die Zahlen über das Alter des Steinadlers sind unsicher und als sicher festgestelltes Alter eines Steinadlers nimmt man 46 Jahre an. Ein Seeadler ist mit 42 Jahren verzeichnet. Besondere Erwähnung verdient auch noch ein Kondor im Zoologischen Garten zu Amsterdam, der jetzt 50 Jahre alt ist. Reiher sind von Liebhabern der Falkenjagd oft durch Metallringe mit der Jahreszahl gekennzeichnet worden. 1728 wurde in Bayern ein solcher Reiher gefangen, der 60 Jahre vorher geringelt worden war. Ein Kranich wurde im Zoologischen Garten von London 40 Jahre alt, und von einem schwarzen Storch wird berichtet, der das Alter von 30 Jahren erreichte. Auch Pelikane bleiben lange am Leben, in Rotterdam befindet sich einer, der jetzt 41 Jahre alt ist. Ein beträchtliches Alter scheinen sodann die Albatrosse zu erreichen. So wurde Anfang 1887 von einem Schiffe bei Kap Horn ein Albatros gefangen, der an seinem Halse ein Kompaßgehäuse trug mit der Nachricht, daß der Vogel im Jahre 1840 von dem amerikanischen Schiffe „Columbus“ gefangen worden sei. Man versah den Gefangenen mit einer neuen Hülse und ließ ihn wieder frei. Die Raben stehen an Lebensdauer nicht weit von den Albatrossen zurück. Daß Tauben 40 Jahre alt werden können, mag vielen überraschend erscheinen. Haushähne werden bis 30 Jahre alt. Die kleinen Singvögel bringen es in der Gefangenschaft bis auf etwa 25 Jahre, dieses Alter erreichte eine Nachtigall. Von Kanarienvögeln ist der älteste 20 Jahre alt geworden. —

**Geologisches.**

— **Ueber die letzten Ausbrüche des Vesubs und ihre Folgen** veröffentlicht der gegenwärtige Leiter des Observatoriums, Prof. Lascone, einen zusammenfassenden Bericht, der mit Ende des vergangenen Juli die Thätigkeit des Vulkans als erloschen annimmt. Diese Thätigkeit hatte am 3. Juli 1895 begonnen und anfänglich lebhaft, dann mit Unterbrechungen und immer schwächer werdend, ungefähr vier Jahre gedauert. Während dieser Zeit hat sich zwischen dem Hauptkrater und dem Monte Somma am Ausgange des Atrio del Cavallo ein kuppelförmiger Lavaberg gebildet, dessen Höhe etwa 130 Meter beträgt, so daß die Form des Vesubs dadurch erheblich umgestaltet ist. Die gesamte Ausbruchsmasse wird von Lascone auf 107 Millionen Kubikmeter geschätzt. Ein Teil dieser Lavamasse ist über die Piana delle Ginestre und in das Betranathal hinabgestossen und hat das Gelände unterhalb des Observatoriums derart erhöht, daß es nur noch 27 Meter höher als die Oberfläche dieser Lava liegt. Diese Aufschüttung zu beiden Seiten des Observatoriumshügels und die Bildung des hohen Lavaberges oberhalb bewirken, daß bei künftigen Ausbrüchen an derselben Seite des Vesubs das Observatorium sich nicht mehr der vollkommenen Sicherheit wie bisher erfreuen wird. —

**Humoristisches.**

— **Schredlich, Graphologe:** „... Aus der Schrift eines Menschen kann man ganz genau seinen Charakter erkennen!“  
Bauer: „Jessas, Herr Doktor, no' muß 's ja gar kein' Charakter hab'n — 's kam ja gar net schreib'n!“  
— **Gute Partie.** „Hat der junge Schulze eine gute Partie gemacht?“  
„Und ob! Seine junge Frau hat ihm schon drei l. Preise vom Damenwettradeln heimgebracht!“  
— **Der Proß:** „... Oh, bei mir zu Hause darf keines müßig geh'n ... meine ganze Familie muß fleißig mit helfen — Coupons schneiden!“  
(„Zitig. Bl.“)

**Notizen.**

— Die zehn Sinfonie-Abende unter Leitung Felix Weingartners werden in der Spielzeit 1899/1900 an folgenden Tagen stattfinden: 29. September, 18. Oktober, 6. November, 11. und 22. Dezember 1899, 3. und 22. Januar, 9. und 22. März, 14. April 1900. —  
— Marie Elfinger scheidet mit Beginn der neuen Spielzeit aus dem Verband des „Deutschen Theaters“. —  
— „Der Triumph der Republik“, eine Kolossalgruppe von Dalon, die 14 Meter hoch ist und mehr als 40 000 Kilogramm wiegt, ist in ihren wesentlichen Teilen auf der Place de Nation in Paris aufgestellt. Die Republik ist sitzend auf einem mit zwei Löwen bespannten Wagen dargestellt und von allegorischen Figuren umgeben. Am Jahrestage der Proklamation der ersten Republik (25. September 1792) soll die Gruppe enthüllt werden. —  
— Der zwölfte internationale Orientalisten-Kongreß wird vom 5. bis zum 15. Oktober in Rom tagen. —  
— Das Museum der Ehrenheilkunde in London enthält 3000 Paar tranter und mißgestalteter Ohren. —